

Kindersoldaten

Von der tief stehenden Morgensonne geblendet, kniff der Fahrer die Augen zusammen. Er könnte die Sonnenblende runterklappen oder die schlammverspritzte Scheibe säubern, dachte ich. Den letzten Militärposten hatten wir vor fast einer Stunde passiert. Die Soldaten an der Straßensperre waren von unserem Passierschein, den wir beim Innenministerium in San Salvador besorgt hatten, wenig beeindruckt gewesen. Sie hatten misstrauisch das Gepäck durchsucht und unsere Ausweise sehen wollen, und was wir dort in Tenancingo überhaupt wollten. Fast schienen sie enttäuscht, nur ein paar Wasserflaschen, eine Fotoausrüstung und einen Ersatzkanister mit Benzin im Kofferraum des Jeeps zu finden. Zwei von ihnen standen während der Durchsuchung unseres Jeeps acht oder zehn Meter entfernt und hielten ihre Gewehre auf uns gerichtet. Vermutlich Heckler & Koch, dachte ich. Made in Germany. Aber ich verstand zu wenig von Waffen, um sicher zu sein. Dann durften wir weiterfahren.

Die Straße war vom Regen der letzten Tage aufgeweicht. An diesem Morgen war noch kein Fahrzeug hier unterwegs gewesen. In den noch unberührten Schlammfützen hatten sich Schwärme von Schmetterlingen niedergelassen, die in gelben Wolken aufstoben, als der Pickup sich näherte und durch die tiefen Spurrillen gurgelte. Die Ordensschwester, die auf dem Beifahrersitz saß und sich hier gut auskannte, sagte, dass wir eigentlich schon längst am nächsten Militärposten sein müssten. Dann wurde die Scheibe wieder von der Sonne blind, der Fahrer kniff die Augen zusammen und bremste abrupt. Der Wagen kam ein gutes Stück vor dem Schlagbaum zum Stehen. Eigentlich war es gar kein Schlagbaum. Sie hatten einfach ein paar kräftige Äste quer über den schmalen, mitten durch den Dschungel führenden Weg gelegt. Kein wirkliches Hindernis, man hätte vielleicht auch einfach Gas geben und durchfahren können.

Der Fahrer schien zu überlegen, ob er umdrehen sollte. Aber es war schon zu spät. Hinter der Barriere tauchten zwei Jugendliche auf. Sie kamen auf den Wagen zu. Als der Fahrer die Gewehre sah, nahm er die Hände von Lenkrad und stellte den Motor ab. „Lo Muchacho“, sagte die Schwester, während sie im Rückspiegel den Blickkontakt zu uns im hinteren Teil des Jeeps suchte, und sie verschluckte dabei wie alle Salvadorianer das „s“. Aus dem Dickicht links und rechts der Straße kamen jetzt noch mehr Männer, und im Nu war der Wagen umringt von zehn oder zwölf Guerilleros, die die Ordensfrau „die Jungs“ nannte. Hätten sie nicht die Schnellfeuergewehre in den Händen und die Patronengürtel quer über die Brust gehabt, man hätte sie für Schüler halten können, die sich einen dummen Streich ausgedacht hatten.

In San Salvador, wo wir am frühen Morgen aufgebrochen waren, hatte man uns erzählt, dass die Gegend in der Hand der Regierungstruppen sei und die Rebellen sich in die Berge zurückgezogen hätten. Offensichtlich war die Sache genau umgekehrt: die Armee hatten sich zurückgezogen, und die Rebellen hatten hier das Sagen. Wie Sieger sahen sie trotzdem nicht aus. Die Schwester sagte: „Bleibt erst mal im Wagen sitzen. Ich rede mit ihnen.“ Sie stieg aus, und ich hörte, wie einer der Jugendlichen sagte: „Hola, Hermana.“. Er schien sie zu kennen, und es klang überhaupt nicht feindselig. Sie sprachen eine Weile miteinander. Ich hatte das Seitenfenster heruntergekurbelt und versuchte, meine Anspannung zu überspielen. Einer der Kindersoldaten fragte nach Zigaretten. Ich kramte eine angebrochene Packung aus meinem Rucksack. „Ihr könnt sie alle behalten“, sagte ich, und der Junge grinste. Er hatte sich ein Tuch um den Kopf gewickelt und sah hungrig aus. „Kommst du aus den USA?“ fragte er. „Nein“, sagte ich und versuchte meine Erleichterung zu verbergen, „ich bin aus Deutschland“. Als nächstes fragte er nach Rummenigge und ob Deutschland gegen Argentinien gewinnen würde bei der Weltmeisterschaft. „Ich weiß es nicht“, sagte ich, „die Deutschen sind dieses Jahr nicht so gut.“

Die Schwester stieg wieder ein und sagte zum Fahrer: „Sie lassen uns durch. Wir können mit dem Comandante sprechen“. Und zu uns gewandt fügte sie hinzu: „Sie haben Tenancingo zurückerobert.“ Die Muchachos grüßten mit dem Victory-Zeichen, als wir an der beiseite geräumten Sperre vorbeifuhren. Venceremos. Vielleicht war ihnen nicht klar, dass sie schon längst auf der Verliererseite waren. Die Amerikaner hatten begonnen, die Regierung bei ihren Militäraktionen gegen die schlecht ausgerüsteten Rebellen zu unterstützen. Sie hatten keine Chance mehr.

Wenige Kilometer weiter tauchten am Straßenrand die ersten Häuser von Tenancingo auf. Das Dorf schien menschenleer. Wir hielten am Marktplatz vor der Schule. Das halbe Dach der Schule war weggesprengt und alle Fenster waren zerborsten. Das Dorf war aus der Luft bombardiert worden. Die Bewohner hatten sich in die umliegenden Berge geflüchtet. Eine Gruppe von Kämpfern erwartete uns. Die meisten waren jünger als zwanzig, so wie die Muchachos an der Straßensperre. Sie waren hungrig und mutlos und fragten, ob wir Essen und Zigaretten dabei hätten. Die Schwester begrüßte ein paar von ihnen mit dem Vornamen. „Ich hatte sie im Religionsunterricht“, sagte sie, „drei aus meiner ehemaligen Klasse von hier sind schon tot. Wir können mit dem Comandante sprechen, aber wir sollen erst den Pickup in einer Hauseinfahrt verbergen. Sie haben Angst vor neuen Angriffen aus der Luft, wenn man das Auto entdeckt.“ Der Anführer war älter als die anderen und stellte sich mit Ernesto vor, und als ich ihn fragte, ob das sein richtiger Name sei, lachte er. Nein, mit Ernesto Ché Guevara wollte er sich wirklich nicht vergleichen, obwohl er auch Medizin studiert hatte wie Ché. Das sei schon sein richtiger Name. Er erklärte uns, warum sie gegen die Regierung kämpften und was sie alles ändern würden, wenn sie erst an der Macht wären. Den Großgrundbesitzern das Land wegnehmen und es an die kleinen Bauern

verteilen zum Beispiel. Aber Ernesto wusste, dass der Kampf verloren war und dass sie, wenn sie nicht sterben wollten, irgendwann mit weißen Tüchern und erhobenen Armen aus den Bergen kommen mussten.

Wir mussten aufbrechen. „Einer unserer Jungen ist sehr krank“, sagte Ernesto, „könnt ihr in mitnehmen? Er hat eine schwere Lungenentzündung. Wir haben keine Medikamente. Er wird hier sterben.“ In einem verlassenen Wohnhaus, nicht weit vom Marktplatz entfernt, hatten sie ihm in der Ecke eines dunklen Raumes auf dem Fußboden mit ein paar Woldecken ein dürftiges Lager hergerichtet. Es roch nach Erbrochenem. Er war dreizehn und sah uns mit fiebermüden Augen an. Ich dachte an die Militärposten, die wir auf dem Rückweg passieren mussten. Aber es gab keine Wahl. Wir konnten ihn nicht hier zurücklassen. Wir packten ihn auf den Rücksitz und baten den Fahrer, die Schlammlöcher mit weniger Schwung als am Morgen zu durchqueren.

Die Schmetterlinge waren jetzt nicht mehr da und die Sonne blendete aus der anderen Richtung. Es war noch hell, als wir den ersten Kontrollposten erreichten. Wir mussten nicht einmal anhalten, sie winkten uns einfach durch. Erst am letzten Posten, an der Stadtgrenze, mussten wir aussteigen und unsere Ausweise zeigen. „Der Junge soll auch aussteigen“, sagte einer der Soldaten. Er trug eine dunkle Sonnenbrille und hatte das Gewehr lässig am Gurt über die rechte Schulter gehängt. Die Schwester sagte: „Er ist krank. Er kann nicht aussteigen. Wir bringen ihn ins Krankenhaus.“ Sie wollten seinen Ausweis sehen. „Es gibt keinen Ausweis“, sagte die Schwester, und dann fasste sie den Gewehrlauf des Sonnenbrillenträgers und sagte, ohne dabei lauter zu werden: „Der Junge wird sterben. Er wird euch nichts mehr tun. Er hat gekämpft und verloren. Also lass uns jetzt fahren, sonst werde ich dir persönlich die Eier wegschießen mit deinem beschissenen Gewehr, mein Lieber.“ Sie hatte dabei rote Flecken im Gesicht bekommen.

Eine Woche später rief ich sie vom Flughafen aus an. Ich wollte vor dem Abflug wissen, was mit Alfonso, dem kranken Muchacho, geworden war. „Unser Herrgott hat ihn vorgestern zu sich genommen“, sagte sie. „War er auch bei dir im Religionsunterricht?“ fragte ich. „Nein“, sagte sie, „er wollte von Gott nichts wissen.“ Deutschland verlor das Endspiel der Fußballweltmeisterschaft in Mexiko gegen Argentinien mit 3:2 Toren. Der Krieg dauerte danach noch sechs Jahre.

Jürgen Lieser, März 2004¹

¹ Diese Geschichte geht zurück auf eine Reise nach El Salvador im Februar 1985, als die Befreiungsbewegung Frente Farabundo Martí para la Liberación Nacional (FMLN) gegen die herrschende Militärjunta unter Duarte kämpfte.